

Erfolgreiche Erwerbsteilhabe

Selbständigkeit im Kontext moderner Lebensführung von Frauen

Lena Schürmann

1 Einleitung

Der Anstieg selbständiger Erwerbsarbeit auf dem deutschen Arbeitsmarkt geht mit einer Heterogenisierung der Selbständigkeit einher (Bögenhold/Fachinger 2010; Schulze Buschoff 2004: 23). Neben den klassischen Formen selbständiger Erwerbstätigkeit, in Gestalt eines Unternehmertums in Handwerk, Produktion, Handel oder Gastgewerbe oder in Form verkammerter Freiberuflichkeit, wie sie die professionellen Berufe (Anwälte, Ärzte, Architekten) bereithalten, tritt Selbständigkeit auch dort auf, wo diese nicht durch institutionalisierte Karriereskripte und Berufslaufbahnen vorgezeichnet wird. Gleichzeitig treten vermehrt jene Gruppen ins Gründungsgeschehen ein, deren Arbeitsmarktbeteiligung trotz erhöhter Bildungserfolge nach wie vor erschwert ist: Frauen und Personen mit Migrationshintergrund ebenso wie ältere Erwerbstätige. Diese Gründungen, ebenso wie solche, die als Ausweg aus oder in Antizipation von Arbeitslosigkeit betrieben werden, galten in der Forschung lange Zeit pauschal als „Notgründungen“. Damit wurde betont, dass diese Gründungen vor dem Hintergrund begrenzter Chancenstrukturen auf dem Arbeitsmarkt erfolgen. Dadurch weichen sie ab von einem idealtypisch vorgestellten Gründungsprozesses, der den Eintritt in die Selbständigkeit als das Verwirklichen einer (innovativen) Idee konzipiert, gestützt durch Planung, finanzielle Investitionen und ausgestattet mit einer Wachstumsorientierung. Nicht zuletzt wegen des allgemeinen Bedeutungsanstiegs der Soloselbständigkeit, die mittlerweile mehr als die Hälfte aller Selbständigen betrifft (Mai/Marder-Puch 2013) zeichnet sich in jüngerer Zeit eine verstärkte Hinwendung der Forschung zu den verschiedenen Formen atypischen Unternehmertums und ihrer Einbettung in arbeitsmarktliche und lebensweltliche Kontexte ab (Bührmann/Pongratz 2010; Aptisch/Kontos 2008; Biermann et al. 2013).

Befasst sich die Betriebswirtschaftslehre vorrangig mit den wirtschaftlichen Erfolgsbedingungen von sogenannten innovativen Existenzgründungen, die auf Wachstum ausgerichtet sind, knüpft dieser Beitrag an die oben genannte soziologische Forschung an, die sich den eher vernachlässigten kleineren Gründungen

und deren Eingebundenheit in sozio-kulturelle Rahmenbedingungen annimmt. Mit dem Fokus auf die spezifische Gruppe alleinerziehender Frauen, die selbstständig erwerbstätig sind, untersucht er, wie Selbständige in ihrer Erwerbstätigkeit zwischen den institutionellen Ansprüchen der Erwerbsgesellschaft, deren geschlechtsbezogenen Zuschreibungen und Chancenzuteilungen und ihren individuellen Lebenszielen vermitteln. Im Zentrum steht dabei die Untersuchung der (subjektiven) Erfolgsbestimmungen von Frauen, deren Lebensführung sowohl von dem traditionellen Modell weiblicher Lebensführung, innerhalb dessen die Erwerbstätigkeit allenfalls als Zuerwerb zur Erwerbstätigkeit des männlichen Ehepartners angelegt ist (Holst/Maier 1989), als auch von dem Normalmodell abhängiger Erwerbstätigkeit abweicht. Dieses Vorhaben zielt darauf ab, den Chancen aber auch den Risiken nachzugehen, welche die Selbständigkeit als destandardisiertes Erwerbsformat für eine eigensinnige Lebensführung und deren Bewertung bereithält. Denn anders als die abhängige Beschäftigung steht die Selbständigkeit für ein ‚unverwaltetes‘ Leben und hält ein hohes Selbstgestaltungspotential bereit. Zugleich verweist die anwachsende Gruppe von selbständig Erwerbstätigen in der Grundsicherung (Pahnke *et al.* in diesem Band) auf die besonderen (Armut-)Risiken dieser Erwerbsform. Doch auch jenseits des Hilfebezugs kann es zu einer Verstetigung prekärer Selbständigkeit kommen (vgl. hierzu Bührmann/Pongratz 2010a; Pongratz/Simon 2010; Bührmann 2012; Biermann *et al.* 2013). Während Pongratz und Simon eine misslungene Markt-anpassung oder das Aufrechterhalten familiärer Lebensmodelle (Familienbetriebe) als zentrale Gründe für die Bereitschaft, nicht ertragreiche Selbständigkeiten weiter zu führen, ansehen, argumentiert Bührmann mit einer Diskrepanz zwischen objektiver Prekarisierung und subjektivem Prekaritätsempfinden (Bührmann 2012). Nicht alle Selbständigen, die sich in einer sozialstrukturell objektiv als heikel beobachtbaren Lage befinden, erleben diese Situation auch so (ebd.). Dies deutet darauf hin, dass es im Zuge der Heterogenisierung der Selbständigkeit möglicherweise zu einer Pluralisierung von Bewertungsmaßstäben und Erfolgsbegriffen kommt, die eine positive Bilanzierung der Selbständigkeit auch dann erlauben, wenn sie nach betriebswirtschaftlichen Maßstäben (Umsatz, Einkommen, Wachstum, Beschäftigtenzahlen) als nicht erfolgreich oder – aus sozialwissenschaftlicher Perspektive –als prekär¹ anzusehen ist.

Der vorliegende Beitrag untersucht diese Fragestellung, indem er anhand von erwerbsbiographischen Interviews rekonstruiert, wie selbständige Frauen, die alleinerziehend sind, den Eintritt in die Selbständigkeit gestalten, wie sie mit

1 Als prekär gelten Erwerbsverhältnisse, deren Personal „aufgrund ihrer Tätigkeit deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert und mehrheitlich anerkannt wird“ (Dörre 2005: 252).

den Offenheiten, Unsicherheiten und Zwängen selbständiger Erwerbsarbeit umgehen und welche subjektiven Erfolgsbestimmungen zur Bilanzierung dieser „selbstorganisierten Statuspassage“ (Osterland et al. 1992) von ihnen ausgebildet werden. Angeknüpft wird damit an Beiträge aus der geschlechtersoziologischen Lebenslaufs- und Biographieforschung, welche die Bedeutung sozialpolitischer Rahmenbedingungen für die Lebensführung und -planung von Frauen untersucht haben (u.a. Geissler 2004, 2007; Wohlrab-Sahr 1993; Krüger 1995). In ihrer Konzentration auf die abhängige Beschäftigung stellten diese Studien die Bedeutung sozialpolitisch konstruierter Normalitätserwartungen heraus, die als institutionalisierte Lebenslaufmuster geschlechtsdifferenzierte Erwartungen an die Lebensgestaltung von Männern und Frauen vermitteln und diese mittels sozialstaatlicher Anreizstrukturen verfestigen.² Die Partizipation von Frauen am Arbeitsmarkt stellt sich in Folge dessen als widersprüchlich zu der ihnen zugewiesenen Rolle in der Familie dar und geht mit individuell erlebten Ambivalenzerfahrungen einher, wie im Begriff der doppelten Vergesellschaftung zum Ausdruck gebracht wird (Becker-Schmidt 1987). Denn der doppelte Status als Mutter und Arbeitnehmerin und die damit verbundenen konkurrierenden Ansprüche lassen sich keinesfalls zeitlich und normativ in einen stabilen und konsistenten Lebensentwurf zusammensetzen (Krüger 1995). Ein Grund hierfür liegt in der Orientierungs- und Legitimationsfunktion institutionell stabilisierter Zuschreibungen für die individuelle Lebensführung: Die zu institutionalisierten Lebenslaufmustern geronnenen sozialpolitischen Programmatiken entfalten als normalbiographische Schemata wichtige Funktionen für die biographische Sinn-schließung. Über die Bereitstellung von Bewertungsmaßstäben vermitteln sie Vorstellungen über eine erfolgreiche Lebensführung und regulieren im Sinne eines semantischen Schemas die Thematisierung des eigenen Lebens dergestalt, dass eine gelungene Lebensführung sich an diesen Kriterien orientieren muss

2 Wie Geissler (2004) anhand der ungleichen wohlfahrtsstaatlichen Bearbeitung von Lebensrisiken herausgearbeitet hat, kommt es in Folge der Erwerbszentrierung der deutschen Sozialpolitik zu einer Privilegierung des männlichen Lebenslaufmusters. Während Risiken der abhängigen Erwerbsarbeit, die im männlichen Lebenslauf auftreten und seine Rolle als männlicher Ernährer in Frage stellen, durch Kündigungsschutz und Schutz vor unerwarteten Ereignissen, wie Krankheit oder Arbeitslosigkeit (bis zum in Kraft treten der Hartz-Reformen) relativ zuverlässig überbrückt wurden, werden Risiken in weiblichen Lebensläufen, die in Folge von ausbleibender Erwerbstätigkeit oder Erwerbsunterbrechungen aufgrund der Übernahme von Fürsorgearbeiten entstehen, nur unzureichend abgesichert. Bis zur jüngsten Reform des Unterhaltsrechts im Jahr 2008, welche das bis dahin sanktionierte Leitbild der männlichen Versorgerehe in Frage stellte, waren Frauen – zumindest normativ- auf die Ehe als Perspektive und Handlungsfeld und auf die von ihrem Ehestatus abgeleiteten Sicherheitsansprüche (abgeleitete Sozialversicherungen, Unterhaltsansprüche etc.) verwiesen (Geissler 2004).

(Hahn 1987). So kam es im Rahmen des fordistischen Teilhabekapitalismus, den eine Angleichung von Ausbildungsabschlüssen, Beschäftigungs- und Einkommensstandards, Lebenslaufs- und Familienmustern kennzeichnete (Mayer-Ajuha et al. 2012), zur normativen Verfestigung eines relativ rigiden Erfolgsbegriffes, welcher auf der Vorstellung eines kontinuierlichen beruflichen Aufstiegs, erfahrbar an Einkommens- und Statuszuwachsen sowie steigender Verantwortung und der Zunahme von Kontrollspielräumen im Arbeitsprozess basiert. Diese ökonomisch geprägte Erfolgsdefinition verengt mit ihrer Orientierung am Karrieremuster der Aufstiegs- bzw. „Erfolgskarriere“ (Giegel 1995) die individuellen Spielräume, davon abweichende Erwerbsverläufe dennoch subjektiv als erfolgreich zu deuten, da sie (ausbleibenden) Berufserfolg meritokratisch begründet, d.h. auf die (ungenügende) individuelle Leistungsfähigkeit zurückführt und sozialstrukturell oder geschlechtsspezifisch vermittelte Benachteiligungen im Zugang zu Erwerbspositionen weitestgehend ausblendet. Das Fortbestehen eines derart eng gefassten Erfolgsbegriffs unter den Bedingungen flexibilisierter Arbeitsmärkte, einer zunehmenden Pluralisierung von Erwerbsverläufen und der Verbreitung von Erwerbslosigkeit als biographischer Episode in unterschiedlichen Sozialmilieus wurde im Kontext der Debatte um die reflexive Moderne u.a. von Wohlrab-Sahr (1993) sowie Mutz et al. (1997) in Frage gestellt. Es wird argumentiert, dass sich im Kontext der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs auch die Vorstellungen darüber, was eine gelungene Lebensführung auszeichne, verschieben. Weil „die Möglichkeiten für klassische Karrieren auf einen insgesamt kleiner werdenden Teil von Beschäftigten beschränkt“ seien, könnten nicht länger all diejenigen, die aus dieser Karrieredefinition herausfallen, als „Erfolgreiche“ bezeichnet werden (Wohlrab Sahr 1993: 235). Neben das Kriterium der erfolgreichen Anpassung an einen einheitlich vorgezeichneten Karrierepfad trete nun als ein neues Gelingenskriterium die eigenaktive Gestaltung der Biographie hinzu, so der Befund.³ Gegenüber dieser These der Biographisierung und Pluralisierung von Erfolg im Zuge des Wandels der Erwerbsarbeit und der Pluralisierung von Lebensstilen erkennt Neckel auch für die Gegenwart ein Fortbestehen der ökonomisch geprägten Erfolgsdefinition. In der gegenwärtigen Markt-

3 „Im Zuge solcher Entwicklungen verändert sich aber potentiell die Definition von „Erfolg“. Die als erfolgreich angesehene Biographie wäre dann nicht allein die, die es am ehesten schafft, institutionelle Karrierepfade ohne größere Brüche zu durchlaufen, also Kontinuität zu wahren und sich gewissermaßen nicht aus der Bahn werfen zu lassen, sondern vielleicht gerade die, der es gelingt, geeignete Formen des Umgangs mit Unsicherheiten und Strukturbrüchen zu finden, also Diskontinuität zu handhaben. Je weniger Personen aber in ihrer Erwerbsbiographie an vorweg definierte Karrierepfade anschließen können, und je weniger „Erfolg“ ohne weiteres darüber zu definieren ist, um so mehr dürfte die Leistung der Bewältigung der Unsicherheit als zentrales Merkmal der Biographie in den Vordergrund rücken.“ (Wohlrab-Sahr 1993: 236)

gesellschaft wird die „Pflicht zum Erfolg“ zur zentralen Handlungs- und Inszenierungsaufforderung an breite Bevölkerungsgruppen (Neckel 2008). Nur wer sich erfolgreich am Markt (Arbeitsmarkt, Heiratsmarkt etc.) bewähre, könne sich als erfolgreich erleben.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen eröffnet die hier vorgenommene Untersuchung der subjektiven Erfolgsbestimmungen einen exemplarischen Zugang zu der Frage, ob es unter den Bedingungen des selbständigen Erwerbs aufgrund des unvermittelten Marktbezugs dieser Erwerbsform zu einem Dominantwerden ökonomischer Prinzipien für die gesamte Lebensführung kommt? Oder zeichnen sich nicht gerade andersherum erweiterte Möglichkeiten der eigensinnigen Lebensführung und -bilanzierung ab? Denn gegenüber der abhängigen Beschäftigung zeichnet sich die selbständige Erwerbstätigkeit durch eine institutionelle Unterbestimmtheit aus: weder wird der Zugang zur selbständigen Erwerbstätigkeit durch institutionelle oder betriebliche Gatekeeper reguliert, noch sind Arbeitszeit und Einkommen kollektivvertraglicher Standardisierung unterworfen.⁴ Wie in der Forschungsliteratur zu female entrepreneurship argumentiert wird, speist sich hieraus die besondere Attraktivität der Selbständigkeit für weibliche Erwerbstätige: Sie bietet eine höhere Arbeitszeitflexibilität und eröffnet damit die Gelegenheit zur Arbeitsmarktpartizipation trotz Sorgeverpflichtung (Lombard 2001; Hughes 2006).

Zugleich ist diese Form der Arbeitsmarktbeteiligung im Fall der hier betrachteten Gruppe in einer doppelten Sicherungslücke situiert: Diese resultiert erstens aus der Fixierung der deutschen Sozialversicherung auf den abhängigen Erwerb (Schulze Buschoff 2010) und zweitens aus der ehezentrierten Absicherung von den an Geburt und die Übernahme von Fürsorgearbeiten geknüpften Risiken (Geissler 2007).

Weibliche Selbständige, die unverheiratet alleinerziehend sind, befinden sich insofern in einer hochgradig riskanten Lage: Weder ist es ihnen möglich, familieninduzierte Einkommenseinbußen (beispielsweise aufgrund von Einschränkungen in der arbeitszeitlichen Verfügbarkeit) durch jene über den Ehestand abgeleiteten primären und sekundären Beteiligungen an dem Erwerbseinkommen des Ehemanns zu kompensieren, welche der Sozialstaat verheirateten Frauen auch über den zeitlichen Bestand der Ehe hinaus gewährt, noch ist es ihnen möglich, Einkommenseinbußen infolge von Marktschwankungen durch ein zweites vorhandenes Haushaltseinkommen auszugleichen. Als Familienernährerinnen sind sie in einem besonderen Maße auf die wirtschaftliche Tragfähigkeit ihrer Selbständigkeit angewiesen. Wie wird unter diesen Bedingungen der Eintritt in die Selbständigkeit bewältigt und welche Gelingenskriterien wer-

4 Ausnahme bilden die (verkammerten) Freien Berufe, wo der Marktzugang sowie die Vergütung reguliert ist.

den von den hier untersuchten Frauen zur biographischen Bilanzierung herangezogen?

3 Methodisches Vorgehen

Im Rahmen des Forschungsprojektes „Der Erfolg selbständiger Frauen- Gründungsverläufe zwischen Familie und Ökonomie“⁵ wurden 57 narrative Interviews mit selbständigen Frauen und Männern, mit und ohne Kinder erhoben.⁶ Eine Besonderheit des Samplings ist der Branchenvergleich. Dieser zielte darauf ab, Gründungsverläufe nicht lediglich individuenzentriert untersuchen, sondern ebenfalls auf die Gelegenheitsmuster von Berufsfeldern und deren Entwicklungen zu beziehen. Damit können die sozio-ökonomischen Bedingungen als relevante Kontextfaktoren für Existenzgründungen jeweils eingehender und branchenkontrastiv beleuchtet werden.⁷

4 Empirische Untersuchung: Erfolgsbestimmungen alleinerziehender Gründerinnen

Die nachfolgenden Falldarstellungen beschreiben einen Typus von Existenzgründerinnen, den wir „ungeschützte, familiengebundene Verwirklicherinnen“ nennen und der in allen drei Branchen anzutreffen war. Dieser Typus ergänzt gewissermaßen die von Biermann erarbeitete Typologie (*Biermann* in diesem Band). Diese Frauen sind unverheiratet alleinerziehend und nicht durch einen Familienernährer gestützt. Alle drei hier präsentierten Fälle kennzeichnet, dass eine erwerbsbezogene Perspektive auf das Leben vorliegt und der Eintritt in die Selbständigkeit um die individuelle Verwirklichung beruflicher Ziele kreist.

5 Das Projekt wurde durch das BMBF und den ESF im Rahmen der Förderlinie „Frauen an die Spitze“ von September 2011 bis März 2014 gefördert. Die Projektleitung lag bei Prof. *Claudia Gather*. Als Projektmitarbeiter/innen waren neben der Verfasserin auch *Dr. Ingrid Biermann*, Dipl.-Soz. *Susan Ulbricht* und *Dr. Heinz Zipprian* beschäftigt. Ihnen sei herzlich für Anregungen und Kritik an diesem Text gedankt.

6 Die Interviews zielten darauf ab, die Existenzgründung in ihrer lebensgeschichtlichen Einbettung zu erfassen um nachvollziehen zu können, wie selbständige Frauen ihre Biographie gestalten und bilanzieren. Erhoben wurden deswegen neben der familiären Situation auch die vorangegangenen Berufserfahrungen sowie die privaten und beruflichen Ziele der Befragten. Die Auswertung der Interviews erfolgte in Anlehnung an Corsten (2004).

7 Untersucht wurden Gründungen in der Pflegebranche, im Feld naturwissenschaftlicher und technischer Dienstleistungen sowie unternehmensnahe Dienstleistungen.

4.1 Unabhängigkeit und Kontrolle über die Lebensführung

Begonnen wird die Vorstellung dieses Gründerinentyps mit der alleinselbständigen Unternehmerin Frau Mendel, anhand deren Selbstthematisierung der biographische Gestaltungsmodus „Unabhängigkeit und Kontrolle über die eigene Lebensgestaltung“ besonders prägnant rekonstruiert werden konnte.

Frau Mendel, 48 Jahre alt und Mutter eines elf Jahre alten Kindes, betreibt seit sechs Jahren eine Soloselbständigkeit in der Verlagsbranche und bietet ein breites Spektrum an Dienstleistungen für Buchverlage an. Auch zuvor war die studierte Wirtschaftsingenieurin selbständig, jedoch als Teilhaberin einer GbR. Mit dieser erneuten Existenzgründung kehrt Frau Mendel in den Status der Soloselbständigkeit zurück, den sie bereits vor dem Zusammenschluss mit ihrer Geschäftspartnerin inne hatte. Auf den gesamten Erwerbverlauf bezogen arbeitete Frau Mendel die meiste Zeit selbständig, lediglich vier Jahre in abhängiger Beschäftigung. Der Jahresumsatz ihres Unternehmens beträgt derzeit ca. 50.000 Euro (brutto), nach Abzug der Sozialversicherungsbeiträge (KSK) und zuzüglich der Unterhalts- und Kindergeldleistungen verfügt Frau M. über ein monatliches Einkommen von ca. 1.850 Euro und liegt damit knapp oberhalb statistisch definierter Prekaritätsgrenzen.

Frau Mendel begründet ihren Schritt (zurück) in die Soloselbständigkeit mit dem daraus resultierenden Zugewinn an Handlungsautonomie:

„Weil meine Partnerin hätte gerne einen Verlag gekauft. Einen großen. Und dazu war ich nicht bereit. Dazu ist mir meine Unabhängigkeit zu wichtig. (...) Ich hab immer mehr Verantwortung auf mich genommen für den ganzen Bereich Herstellung. Waren zum Teil dann bei Großverlagen und haben ganze Buchprojekte angenommen, die ich dann auch wieder vergeben hatte, weil ich es selbst nicht geschafft hab. Also es ist schon immer mehr, immer größer geworden ‘ne Zeit lang. Und wir waren im Prinzip fast 20 Leute ‘ne Weile. Wenn man (...) die Leute eben alle zählt. (...) Unsere kleine Firma sozusagen wurde immer größer und – und wir hatten Terminpläne mit X Projekten, also wie gesagt, viel Verantwortung, aber das Geld ist nie mehr geworden. Und ich hab gemerkt, wozu tu ich mir das eigentlich an? Das ist nicht nötig.“ (Frau M., Z.357–369)

Das Streben nach Unabhängigkeit und Kontrolle über die eigene Lebensführung ist bei Frau M. stark ausgeprägt und wird von ihr gegenüber den Wachstumszielen ihrer Geschäftspartnerin vertreten. Ausgestattet mit einer kaufmännischen Ausbildung überschlägt Frau Mendel das Verhältnis von Aufwand und Ertrag, bevor sie sich entschließt, die Zusammenarbeit zu beenden. Frau M. lehnt den Kauf eines größeren Verlags ab. Dabei erwägt sie nicht nur betriebswirtschaftliche und finanzielle Aspekte, sondern sie richtet ihre Bilanzierung auch an außerökonomischen Kriterien wie Kontrollspielräumen, Zufriedenheits- und

Freiheitsmaßen aus. Ihre Ablehnung speist sich weniger aus einer allgemeinen Risikoaversion, wie in der Forschungsliteratur zur Kreditaufnahme weiblicher Selbständiger diskutiert wird (vgl. auch *Gather et al.* in diesem Band), denn die notwendige finanzielle Einlage hätte sie durchaus aus den Mitteln bestreiten können, die ihr ihre Eltern als vorzeitiges Erbe dafür überlassen hätten. Der Eintritt in eine Kredit- oder Schenkungsbeziehung hätte hingegen das sozialmoralische Tauschgefüge, in dem sie sich eingerichtet hat, durch die Übernahme von Verpflichtungen und weiterreichenden Verantwortlichkeiten zerstört. Frau M. will frei sein von Verpflichtungen. Dies schließt die Verantwortung für Mitarbeiter aus.

Bereits zu Beginn des Interviews beschreibt sich Frau Mendel als einen „sehr unabhängigen Menschen“ (Z. 20). Sie schildert ihren Bildungs- und Berufsverlauf als einen Balanceakt zwischen dem Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit und dem Anspruch auf persönliche Verwirklichung. Sie vertritt damit einen modernisierten Lebensentwurf von Frauen, der Erwerbstätigkeit und eine eigenständige Existenzsicherung einschließt (Oechsle 1995), und dies in einer Variante, die den Aufbau langfristiger Schuldverhältnisse eher vermeidet. Direkt im Anschluss an ein ökonomisch ausgerichtetes Studium, welches sie erfolgreich in ihrer Heimatstadt beendet, nimmt sie ein Beschäftigungsverhältnis bei einem Großverlag in einer mehrere hundert Kilometer entfernten Stadt an, um dort, räumlich und finanziell vom kleinbürgerlichen Elternhaus getrennt, teilzuhaben an einem intellektuell-kreativen Großstadtmilieu. Die Arbeit im Großverlag macht Frau M. anfangs Spaß. Sie arbeitet zunächst innerhalb eines Projektteams, das sie als eine Versammlung verrückter und eigensinniger Personen beschreibt. Frau M. leistet bereitwillig Überstunden und genießt die mit ihrem Beschäftigungsverhältnis verbundenen Privilegien. In den Urlauben unternimmt sie ausgedehnte Reisen, sie hat regen Anteil am Großstadtleben und wohnt in verschiedenen Wohngemeinschaften. Im Laufe ihres vierjährigen Beschäftigungsverhältnisses wechselt ihr Kollegenkreis und Frau M. gerät in Konflikt mit ihren Kolleg/innen und ihren Vorgesetzten. Zeitgleich hat die Krise des Verlagswesens, die sich im Zuge der Verbreitung der digitalen Informations- und Kommunikationstechnologie entzündet, auch ihren Betrieb erfasst. Frau M. entschließt sich, dem Angebot des Verlages zu folgen und fortan als feste freie Mitarbeiterin dem Verlag von Zuhause aus zuzuarbeiten. Auf einer ihrer Urlaubsreisen lernt sie den Inhaber eines Kleinverlages kennen, der ihr eine Zusammenarbeit in Aussicht stellt. Zuversichtlich, für zwei Auftraggeber arbeiten zu können, startet sie ihre erste Selbständigkeit. Dabei bilden die Erfahrungen ihrer Zeit als Festangestellte den Vergleichsmaßstab, vor dessen Hintergrund sie die Vorzüge der selbständigen Tätigkeit erfahren kann.

„Und mit denen wurde ich ins Zimmer gesetzt, mit denen ich überhaupt nicht klar kam, also ganz kleinkariertes, grausiges (...). Die Stimmung war plötzlich ganz anders. (...). Und dieser ganze Esprit war weg. Und es funk- funktionierte – funktionierte nur noch nach irgendwelchen komischen kleinkarierten Vorstellungen. Das war irgendwie nicht was ich brauchte, ich wollte wieder gehen. Ich hab das noch eineinhalb Jahre mitgemacht, aber es war zum Schluss richtig krampf. Ich hatte das Gesicht voller Pusteln (lacht). Das hat mich wirklich bewegt. Ich hab gemerkt, das ist der einzig richtige Weg, da wegzugehen. Mhm.“ (Frau M., Z. 106–113)

Rückblickend als eine Zeit fremdbestimmter Arbeitspraxis und gebremster Potentiale gedeutet, bestehen für sie die Vorteile ihrer Selbständigkeit gegenüber der abhängigen Beschäftigung nicht nur darin, eigenständig Nähe- und Distanzmaße zu Kollegen festlegen zu können. Mit der Geburt ihres Sohnes wird die flexible Zeiteinteilung zu einer notwendigen Bedingung, weiterhin am Arbeitsmarkt teilnehmen zu können. Vom Vater des Kindes bereits zum Zeitpunkt der Geburt getrennt, ist sie mit der Betreuung ihres Kindes auf sich allein gestellt, bis sie ihn schließlich mit sechs Monaten für einige Stunden täglich in eine Säuglingskrippe bringen kann. In dieser Zeit erzielt sie mit ihrer Selbständigkeit keine Erträge, sondern bestreitet ihren Unterhalt maßgeblich von dem Erziehungsgeld. Trotz dieser materiellen Einbußen rückt sie nicht von ihrem Lebens- und Erwerbsmodell ab. Vielmehr deutet sie auch diese Zeit um zu einer selbstgewählten Entscheidung.

Obwohl sie keine weiteren Mitarbeiter/innen beschäftigt, manifestiert die erneute Unternehmensgründung neben dem Wunsch nach Unabhängigkeit und Kontrolle auch eine erfolgte Stabilisierung auf dem Markt und erschließt ihr größere Entscheidungsspielräume über den zeitlichen Umfang und die Qualität ihrer Arbeit. Sie wählt die Aufträge selbstbewusst nach dem Prinzip der Mischkalkulation aus: Solche, die gute Einnahmen ermöglichen und solche, die vielleicht nicht ganz so ertragreich sind, jedoch eine inhaltliche Herausforderung darstellen und deren Abwicklung ihr die Zurechnung von Erfolg, Zufriedenheit und Arbeitsstolz ermöglichen und ihr eine Teilhabe am kreativen Milieu verschaffen.

Angewiesen auf die ökonomische Tragfähigkeit ihrer Selbständigkeit und ohne ein zusätzliches Haushaltseinkommen und weitere Betreuungspersonen verantwortlich für die Versorgung ihres Kindes, richtet sie die Bilanzierung ihrer Lebensführung an einem kleinformatigen Erfolgsbegriff aus, dessen Kern neben der Unabhängigkeit die Verwirklichung selbstgesteckter beruflicher Ziele bildet. Konfrontiert mit der Frage, was für sie Erfolg bedeute, setzt sie an zu einer individualistischen Erfolgsbestimmung und wendet sich damit explizit gegen allgemein verbindliche und ökonomisch geprägte Erfolgsbestimmungen.

„Das ist schon ‘ne persönliche Sache, Erfolg. Erfolg ist, wenn etwas klappt, was mir Spaß macht und wo ich – wo ich ‘n gutes Gefühl hab. Ja, wenn ich das Gedruckt sehe oder im Netz. Also wenn das umgesetzt wird, das ist für mich ein wirklicher Erfolg, wenn ich sagen kann: Guckt mal, das ist von mir. Und das ist schön. Ja.“ (Frau M., Z. 375–380)

Zur Bemessung ihres beruflichen Erfolgs rekurriert Frau M. auf die von ihr realisierten Produkte. Hierüber gelingt es ihr, sich als einzelnes Glied einer komplexen Produktionskette zur Herstellung kultureller Güter zu begreifen und sich mit dem von ihr geleisteten Leistungsbeitrag zu identifizieren. Zugleich ist diese Identifikation mit dem Endprodukt Kulturgut Buch von zentraler Bedeutung für die Rechtfertigung ihres Lebensentwurfs, zugunsten der Teilhabe an einem spezifischen Berufsmilieu von konventionellen, an Statusdimensionen orientierten Erfolgskriterien (gesichertes Einkommen, soziale Absicherung) abzusehen. So stilisiert sie den Verzicht auf ausgedehnte Urlaubsreisen zu einer selbstgewählten Form asketischer Lebenspraxis und ordnet damit ihre Wünsche pragmatisch dem von ihr realisierten Markterfolg unter.

4.2 Erhalt und Verteidigung professioneller Identität im Frauenberuf Pflege – Zeitsouveränität zur Verwirklichung beruflicher Ideale

Auch der zweite hier vorgestellte Gründungsprozess kreist um die berufliche Selbstbestimmung der Befragten. Anders als im vorangegangenen Fall geht es dieser Gründerin jedoch nicht primär um eine unabhängige Lebenspraxis, vielmehr wird hier das Risiko der Existenzgründung dafür eingegangen, fürsorglich handeln zu können.

Frau Tollke, 49 Jahre alt, leitet seit vier Jahren einen ambulanten Pflegedienst mit weniger als zehn Mitarbeiterinnen. Das Unternehmen erwirtschaftet einen Jahresumsatz von knapp 100.000 Euro und ermöglicht Frau T. eine monatliche Entnahme von ca. 2.400 Euro (brutto).

Nach ihrem Realschulabschluss hat Frau Tollke eine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert und ist seit 20 Jahren kontinuierlich in verschiedenen Feldern der Kranken- und Altenpflege erwerbstätig. Zum Gründungszeitpunkt ist ihr Kind, das sie alleine großgezogen hat, bereits erwachsen. Ähnlich wie auch bei Frau Mendel bilden auch hier die Unzufriedenheit mit den Beschäftigungsbedingungen in der abhängigen Erwerbstätigkeit ein zentrales Motiv für ihren Eintritt in die Selbständigkeit. Es ist dabei aber nicht die Erwartung an eine bestimmte Arbeitskultur und der Wunsch, an einem spezifischen beruflichen Milieu zu partizipieren, die in ihrem Fall unerfüllt bleiben. Als langfristige Beschäftigte in der Altenpflege ist sie infolge der Umgestaltung des Gesundheitswesens nach ökonomischen Kriterien (zur Diskussion über die Vermarktlichung der Pflegearbeit u.a. Senghaas/Gather 2013) mit einem hohen Zeitdruck, einer

steigenden Standardisierung und Arbeitsverdichtung konfrontiert, was sie als Widerspruch zu ihrem beruflichen Ethos erfährt. Sie berichtet:

„Also ich arbeite auch schon sehr lange in der ambulanten Pflege und habe die letzten Jahre als Pflegedienstleitung gearbeitet. Und bei meinem letzten Arbeitgeber war das so, ich hatte da die 70 Mitarbeiterinnen und ich hab gemerkt, dass ich an einen Punkt gekommen bin, wo ich einfach das nicht mehr ertragen kann, weil das musste alles immer schneller und die Leute mussten schneller arbeiten, mit wenig Zeit, mit wenig Gehalt und mit wenig Fürsorge, mit wenig Empathie. Die Patienten wurden einfach ‚satt und sauber‘ in Anführungsstrichen gepflegt und von oben gab es immer diesen Druck – mehr Geld, und wie das umgesetzt werden soll in der Pflege, das interessiert einfach niemanden.“ (Frau T., Z. 68–78)

Frau Tollke erlebt, dass sie ihre beruflichen Ansprüche infolge der vorgegebenen Orientierung an Wirtschaftlichkeitskriterien nicht mehr umsetzen kann. Sie gerät in eine berufliche Identitätskrise, die sich zu einer Lebenskrise ausweitet. Frau Tollke erkrankt und muss neue Pläne für ihre Zukunft entwickeln. Ein beruflicher Neuanfang wird von ihr aufgrund ihres fortgeschrittenen Lebensalters ausgeschlossen, zumal es in ihrem erlernten Beruf einen Fachkräftemangel gibt. Um die Umstände ihrer Erwerbstätigkeit in der Pflegebranche für sich „ein bisschen passender zu machen“ (Z. 40), entschließt sie sich, gemeinsam mit einer Kollegin einen Pflegedienst zu eröffnen.

„Und wir wollten einfach einen Arbeitsplatz für *uns* schaffen, wo wir selbstbestimmt arbeiten können, davon leben können, ja, und – und unsere Vorstellungen von Pflege durchsetzen können.“ (Frau T., Z. 62–64)

In der Gründungsmotivation überschneiden sich Ansprüche an die Verwirklichung beruflicher Ziele (hier: ethische Standards in der Pflegebeziehung einzuhalten) und Ansprüche an die eigenständige Gestaltung ihrer Arbeitsbedingungen. Neben erhöhten Spielräumen bezüglich der Auswahl von Mitarbeiter/innen bietet die Selbständigkeit Frau Tollke eine höhere Zeitsouveränität. Diese wird hier jedoch nicht für lebensweltliche Belange (Familie, Hobby, etc.) verwendet, sondern für die Erfüllung des berufsethischen Anspruchs, gute Pflege zu realisieren. Obwohl sie auch in der Selbständigkeit den gleichen durch die Pflegegesetzgebung gestalteten Vergütungsregeln unterliegt, richtet sie ihre Pflegepraxis nicht an diesen aus, sondern nutzt die zeitlichen Spielräume, die sie hat, um ihre Vorstellungen guter Pflege umzusetzen. Dies führt zwar dazu, dass sie nur einen Teil der aufgebrachten Leistungen abrechnen kann, ermöglicht ihr jedoch Identifikation und Zufriedenheit mit ihrer Erwerbstätigkeit.

„Also ich finde schon, dass wir unsere fachlichen Ansprüche, (...) die wir an Pflege haben, umsetzen konnten und auch immer noch können (...) Ja, die private Belastung, das ist natürlich ... das ist schwer. Wir haben Zeiten gehabt, die – also von der Pflege her – die uns sehr in Anspruch genommen haben. Gerade bei ster-

benden Patienten, die wir begleitet haben, und ... also da bin ich schon an meine Grenzen gekommen körperlich. Ja. Dass ich gedacht habe, ich kippe auch gleich bald um. Ja.“ (Frau T., Z. 249–261)

Die zitierte Interviewpartnerin geht, um ihre berufsethischen Ansprüche zu erreichen, über ihre Grenzen, sie steht eine Zeitlang selbst kurz vor dem Burn-out, nimmt sich keine freien Wochenenden oder ähnliches zur Regeneration ihrer Arbeitskraft. Auch das von ihr erzielte Einkommen ist angesichts der von ihr aufgebrauchten Arbeitszeit als niedrig zu bewerten. Dennoch bewertet sie ihre Selbstständigkeit als Erfolg. Ähnlich wie auch schon Frau Mendel entwickelt die Interviewpartnerin hierzu eine Erfolgsdefinition, in deren Mittelpunkt sie die Verwirklichung ihrer beruflichen Ziele setzt und diese von Karriereerwartungen und ökonomischen Zielen (Ertrag des Unternehmens) entkoppelt.

„Das ist für mich, wenn ich genau an diesem Punkt angekommen bin, dass ich merke, ich kann nicht mehr, aber dennoch denke: Aber das, was du gemacht hast bei Patientin X oder Y, das war gut. Das war richtig gut. So habe ich es mir vorgestellt, ne, für die Leute, dass es rund ist, dass die Leute wirklich gut versorgt wurden. Ja, das ist für mich Erfolg. Dass die Leute zufrieden sind. Ja. Auch wenn es traurig war und jemand gestorben ist, aber der Weg dahin.“ (Frau T., Z. 691–698)

Die von ihr entwickelte Erfolgsdeutung zielt darauf ab, das Dilemma, in dem sie sich als Unternehmerin in der Pflegebranche befindet, und welches durch die gegensätzliche Handlungsanforderung, berufsethische Ansprüche unter ökonomischen Bedingungen zu verwirklichen, strukturiert ist, durch die Übernahme der Klientenperspektive aufzulösen („wenn jemand in Würde gestorben ist“). Trotz der Bezugnahme auf diesen moralischen Erfolgsbegriff verwickelt sie sich faktisch auf eine ambivalente Weise in den Pflegemarkt. Indem sie versucht, unter den restriktiven Kostensätzen für Pflegeleistungen dennoch emphatische Klientenbeziehungen aufrechtzuerhalten trägt sie so – wider Willen – zu dessen Effizienzsteigerung bei (Gather/Schürmann 2013).

4.3 Die Planungshoheit über das eigene Lebens zurückgewinnen

An dritter Stelle soll eine Existenzgründung, die im Rahmen einer Wissenschaftskarriere erfolgte, vorgestellt werden. Gegenüber dem kurzfristigen Zeitbezug in wissenschaftlicher Projektbeschäftigung ermöglicht der Eintritt in die Selbstständigkeit der Gründerin Frau Paschmann, eine längerfristige Zeitperspektive aufzubauen und so die Kontrolle über ihren Erwerbsverlauf und ihre Lebensführung zurückzugewinnen. Die Existenzgründung zielt auf Statuserhalt und ist verbunden mit der Hoffnung auf eine spätere Rückkehr in den Wissenschaftsbetrieb.

Frau Paschmann ist 46 Jahre alt. Sie hat zwei Kinder im Alter von 15 und sieben Jahren, die sie ohne einen Partner aufzieht. Nach ihrem Ingenieursstudium und einer Promotion arbeitete sie knapp zehn Jahre als Postdoc auf befristeten Stellen an wechselnden wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen. Frau P. macht die Erfahrung, dass sie ihre Karriereziele nur unter der Bereitschaft, auf eine langfristige Planungssicherheit zu verzichten, realisieren kann. Um sich gegenüber den Unabwägbarkeiten im Wissenschaftsbetrieb eine neue Handlungsperspektive zu erschließen, gründet Frau Paschmann gemeinsam mit einer Kollegin ein eigenes Unternehmen. Dieses bietet hoch spezialisierte Labordienstleistungen für wissenschaftliche und kommerzielle Forschungseinrichtungen an. Bei einem Jahresumsatz von ca. 120.000 Euro bezieht Frau Paschmann ein monatliches Einkommen von 1.500 bis 2.000 Euro. Auch die Einkommenssituation dieser dritten Familiernährerin ist als prekär zu bezeichnen.

„Wir waren beide Wissenschaftlerinnen an öffentlichen Instituten. Und wir waren tätig im wissenschaftlichen Mittelbau. Und hatten auch beide befristete Arbeitsverhältnisse, was wir auf die Dauer als unbefriedigend empfunden haben. Und wenn man da nicht den Sprung zur Professur macht, dann ist man da eben fehl am Platze. Und weil das natürlich auf die Dauer kein befriedigender Zustand ist, kam die Idee, dass man ja auch vielleicht einfach mal versuchen könnte, selber was zu gründen.“ (Frau P., Z. 29–34)

Frau Paschmann schildert, welche Belastungen mit ihrer Erwerbstätigkeit als Wissenschaftlerin verbunden waren. Seitens ihres Arbeitgebers bestanden hohe Erwartungen an den zeitlichen Umfang ihres beruflichen Engagements. Aufgrund ihrer familiären Verpflichtungen hatte sie Schwierigkeiten, die an sie gestellten Anforderungen und Anwesenheitsnormen zu erfüllen.

„Na ja, hm, die haben eben schon einem deutlich zu verstehen gegeben, dass man quasi als Mutter mit Kindern eher unerwünscht ist, weil man eben diese nie offen ausgesprochenen, aber doch vorhandenen so Spielregeln, dass man immer präsent sein muss [...]. Aber ab einer gewissen Stufe, wenn man promoviert ist oder Postdoc oder eben vielleicht sogar schon versucht, eine selbstständige Arbeitsgruppe aufzubauen, das wird einem ganz schwer gemacht dann. Also gibt es so unausgesprochene Spielregeln. Und wenn man die nicht befolgen kann wegen familiärer Verpflichtungen, eben Familienarbeit, dann kriegt man das sehr deutlich zu spüren. [...] und das kann man nur teilweise durch irgendwie fleißiges Arbeiten oder durch irgendwie... da muss man schon ganz besondere Ideen haben, dass sie einen dann irgendwie trotzdem akzeptieren.“ (Frau P., Z. 422–457)

Im Bestreben, die an sie gestellten Erwartungen zu erfüllen, nimmt sie institutionelle Kinderbetreuung in einem hohen Umfang in Anspruch und holt die Kinder meist erst zwischen 17 und 18 Uhr aus ihren Betreuungseinrichtungen ab. Im Arbeitsalltag verwendet sie viel Energie darauf, ihre „Abweichung“ von dem

Normalmodell des männlichen Wissenschaftlers zu verhüllen. So verschweigt sie etwa Krankheitstage der Kinder oder schleicht sich vor dem inoffiziell gesetzten Arbeitszeitende unauffällig aus dem Gebäude. Die wiederkehrende Erfahrung, als Frau mit Sorgeverpflichtungen für zwei kleine Kinder aus der männlichen Arbeitskultur in den Technikwissenschaften ausgegrenzt zu werden, rechtfertigt in ihren Augen den Abbruch der zuvor mit einem hohen Einsatz betriebenen Wissenschaftskarriere. Mit der Eröffnung eines Labors für technologische Dienstleistungen versuchen Frau Paschmann und ihre Geschäftspartnerin, ihre Qualifikationen und beruflichen Kompetenzen auf dem Markt zu verwerten und weiterhin – nun in der neuen Position als externe Dienstleisterinnen – im wissenschaftlichen Feld zu verbleiben. Die Gründung steht damit auch für eine Selbstermächtigung: Anstatt sich wie in der abhängigen Beschäftigung an von außen gesetzten Erwartungen anpassen zu müssen, erfährt sich Frau Paschmann nun als eigenaktive Gestalterin ihres Lebens.

Die zentrale Herausforderung im Gründungsprozess bestand in der Finanzierung und Einrichtung des Labors. Angestrebt hatten die beiden Ingenieurinnen zunächst eine Kreditsumme in der Höhe von 90.000 Euro, 10.000 Euro konnten sie aus Eigenmitteln bestreiten. Im Umgang mit den institutionellen Gate-Keepern wie Kreditgebern und Einrichtungen der Gründungsberatung erleben Frau Paschmann und ihre Geschäftspartnerin, wie zwiespältig die versuchte Neupositionierung als wissens- und technologiebasierte Unternehmerin mit Kindern wahrgenommen wird. Auf die Zusage eines Kreditinstituts folgte die Absage einer Förderbank, die einen beträchtlichen Anteil an dem Investitionsvolumen hätte übernehmen sollen, bis schließlich eine andere Bank die notwendigen Sicherungen für einen deutlich abgesenkten Gründungskredit in der Höhe von knapp 40.000 Euro bereitstellte. Doch anstatt aufgrund dieser ausbleibenden Anerkennung den eingeschlagenen Weg abzubrechen, kommt es im Kontext dieser Auseinandersetzungen um den Kredit zu einem biographischen Lernprozess, der zur Ausbildung unternehmerischer Denkmuster führt. So schildert die Interviewpartnerin, dass sie durch die Kreditabsage lernte, die eigenen Aspirationen an ökonomische Realitäten anzupassen und beispielsweise Abstriche bei der Laborausstattung zu machen.

Im Unterschied zu den vorangegangenen Interviews ist der hier anzutreffende Erfolgsbegriff weniger auf die konkrete ausgeübte Tätigkeit bezogen, sondern bezieht sich auf das erfolgreiche Meistern des Statuswechsels, d.h. die individuelle Gestaltung der Biographie. Die Selbständigkeit wird umgedeutet zu einem selbstgewählten Moratorium, das eine Auszeit aus den Bewährungsaufgaben des wissenschaftlichen Arbeitsmarkts verspricht.

„Erfolg heißt, sich keine Sorgen darüber zu machen, wie man bis ans Jahresende oder so sein Unternehmen finanziert und sich selber. Also Erfolg ist für mich eigentlich, ist Sicherheit. Diese Planungssicherheit. Klar hatten wir auch Phasen,

wo es nicht gut lief und man sich dann so ein bisschen geärgert hat. Aber letztendlich ist das so, wir sind ja auch ein kleiner Laden. Also den man auch gegebenenfalls relativ schnell wieder abwickeln könnte. Und im Lebenslauf macht sich eine Selbständigkeit denke ich, auf alle Fälle viel besser als noch eine weitere Post-doc-Zeit sich ausgewirkt hätte. Und man hat auch ein anderes Selbstbewusstsein hier entwickelt. Also ich denke, das ist eigentlich nur förderlich. Egal, wie – wie man das jetzt weiterführt.“ (Frau P., Z. 886–895)

Sichtbar wird an dieser Interviewpassage, dass der Eintritt in die Selbständigkeit dazu dient, die Kontrolle über die Lebensführung zurückzugewinnen. Erfolg wird von Frau Paschmann als Planungssicherheit gedeutet. Diese ist maßgeblich an den ökonomischen Erfolg des Unternehmens geknüpft und schließt das Kriterium der Existenzsicherung mit ein. Anschließend an die ökonomische Konsolidierung ihres Unternehmens gelingt ihr nun eine berufliche Stabilisierung. Diese fußt darauf, dass sie sich trotz Unsicherheiten bezüglich der Nachfrage nach ihren Dienstleistungen und bescheidenen Einkünften als eigenaktive Gestalterin ihrer beruflichen Zukunft erfahren kann, indem sie die Planungshoheit über ihr Leben zurückerobert hat und Vorkehrungen für die Zukunft schaffen kann.

5 Diskussion der Fälle und Schluss

Die hier betrachteten Gründungsverläufe stellen sich – bei allen bestehenden Unterschieden in den branchenspezifischen Ausgangslagen – als Resultat beruflicher Individuationsbestrebungen von Frauen dar. Auch Aritzsch/Kontos (2003) beschreiben als ein zentrales Motiv für Frauen, sich selbständig zu machen, den Wunsch nach einem verwirklichten Leben. Mit dieser übergeordneten Kategorie lassen sich die in der Forschungsliteratur häufig anzutreffende Unterscheidung zwischen berufsbezogenen und familienbezogenen Gründungsmotiven integrieren. Dies erscheint sinnvoll, um geschlechtsstrukturell vermittelten Risikolagen im Zugang zum selbständigen Erwerb nachzugehen, die sich eben nicht auf einerseits andererseits reduzieren lassen, sondern in der Kumulation greifen. Die Selbständigkeit stellt sich vor dem Hintergrund begrenzter Chancenlagen auf dem Arbeitsmarkt für Personen mit alleinigen Sorgeverpflichtungen als eine der wenigen Möglichkeiten dar, am Arbeitsmarkt zu partizipieren ohne die eigene Lebenspraxis als Abweichung von der Norm zu erfahren. In allen der hier betrachteten Frauengründungen ging es darum, die beruflichen Handlungsspielräume zu erweitern und bestehende Ansprüche an gute Arbeit und Wünsche nach Selbstbestimmung zu verwirklichen. Erwerbstätigkeit ist diesen Frauen nicht nur Mittel zur Einkommenssicherung, sondern zugleich das zentrale Medium ihrer Selbstbestimmung. Die hier betrachteten Gründungsverläufe sind insofern auch durch die in der Arbeitswelt angelegten Verhinderungen struktu-

riert, diese Wünsche in der abhängigen Beschäftigung angemessen ausgestalten zu können. Alle drei Interviewpartnerinnen berichten von Momenten der Entfremdung (vgl. Jaeggi 2005) in der abhängigen Beschäftigung. Diese werden als Anzeichen einer beruflichen Identitätskrise erfahren und bestehen bei der Biotechnologin Frau Paschmann in den Unpassungen von Mutterschaft und Wissenschaftskarriere (Zeitnormen, Arbeitskulturen), in der Pflegebranche werden sie hingegen durch die Umgestaltung der Pflegebranche nach ökonomischen Kriterien hervorgerufen und stehen einem profilierten Berufsethos, wie bei Frau Tollke sichtbar wurde, entgegen. Beim ersten Fall ist der Eintritt in die Selbständigkeit dagegen davon motiviert, einer antizipierten beruflichen Krise zuvor zukommen, und zwar zu einem relativ frühen Zeitpunkt des Erwerbslebens, ebenfalls unabhängig von der Familiengründung.

Damit erscheint das Bestreben, berufliche Ziele zu verwirklichen, unter den Bedingungen der alleinigen Sorgeverantwortung von besonderer Relevanz für den Eintritt in die und das Aufrechterhalten einer Selbständigkeit zu sein. Denn das „Dasein für Andere“ geht mit einem Verlust der Kontrolle über das eigene Leben einher (Beck-Gernsheim 1983). Die Erfahrung beschränkter Autonomie aufgrund von Sorgeverpflichtungen reduziert möglicherweise bei einigen Frauen, wie exemplarisch bei Frau Paschmann rekonstruiert wurde, die Bereitschaft, sich in der Ausübung der Erwerbstätigkeit, die zugleich für die Rückeroberung des eigenen Lebens steht, an von außen gesetzte Erwartungen anzupassen und sich dauerhaft in untergeordnete und damit weisungsgebundene Positionen einzufädeln.

Mit dem Eintritt in die Selbständigkeit schaffen sich alle Frauen eine Erwerbsposition und gestalten diese eigenaktiv aus. Anzutreffen ist bei allen drei Frauen ein hohes berufliches Engagement und eine Bereitschaft zu langen Arbeitszeiten. Sichtbar wird hier, dass es zur Adaption und Verinnerlichung von erwerbsgesellschaftlichen Maßstäben gekommen ist. Die Einnahme der Unternehmerinnen-Rolle erfolgt bei diesem Typus weniger aufgrund einer Statusorientierung, sondern ist gleichermaßen materiell bestimmt wie auch an den Möglichkeiten zur eigenständigen Biographiegestaltung und -bilanzierung orientiert. Die Notwendigkeit, den eigenen Lebensunterhalt zu erwirtschaften, führt hier erstaunlicherweise nicht dazu, dass ökonomische Kriterien den alleinigen Maßstab bilden, nach dem die eigene Selbständigkeit beurteilt wird. In allen drei Fällen treffen wir auf Erfolgskonzepte, die nicht um ökonomische Ziele oder Wachstumsabsichten kreisen, sondern der Rechtfertigung einer Lebensführung dienen, die hochgradig risikobehaftet ist und eine eigenständige Existenzsicherung auf einem nur bescheidenen Niveau ermöglicht. Obwohl dieses Leben faktisch Kinder einschließt, spielen selbstgesetzte Ansprüche an Elternschaft zugleich keine Rolle. Anders als bei den familienorientierten Gründer/innen unseres Samples (vgl. hierzu *Biermann* in diesem Band) bilden derartige Ansprü-

che keinen eigenständigen Bewertungsmaßstab zur Beurteilung des eigenen Lebens. Die Kinder sind zwar Teil des Lebens, sie werden jedoch nicht zu den Sinnträgern des Mutterlebens oder zu Sekundärgaranten des (verpassten) Glücks stilisiert. Die hier betrachteten Frauen verhandeln ihre Ansprüche an ihre individuelle Lebensführung ausschließlich an und innerhalb der Erwerbssphäre und richten sich zugleich an deren Maßstäben aus, wenn auch in leicht unterschiedlicher Weise.

Diese verdeutlicht, dass auch für Frauen mit Kindern der Eintritt in die Selbstständigkeit jenseits von technischen Vereinbarkeitslösungen (Arbeitszeitflexibilität) wichtige Funktionen für die biographische Sinnbildung übernimmt und ihnen ermöglicht, eine erwerbsbezogene Identität zu erhalten. Die Gründung eines eigenen Unternehmens wird zum Vehikel für die weitere Teilhabe am Arbeitsleben und folgt dem Wunsch nach seiner selbstbestimmten Gestaltung.

Literatur

- Apitzsch, Ursula/Kontos, Maria (Hg.) (2008): *Self-Employment Activities of Women and Minorities. Their Success or Failure in Relation to Social Citizenship Policies*. Wiesbaden
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. In: Unterkirchner, Lilo/Wagner, Ina (Hg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien, S. 10–27
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom Dasein für Andere zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben – Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: *Soziale Welt*, Jg. 34/Heft 3, S. 307–341
- Biermann, Ingrid/Gather, Claudia/Schürmann, Lena/Ulbricht, Susan/Zippryan, Heinz (2013): Prekäre männliche Selbstständigkeit und Geschlechterverhältnisse. In: Ebbers, Ilona/Rastetter, Daniela/Halbfas, Brigitte (Hg.): *Gender und ökonomischer Wandel*. Jahrbuch 25: Ökonomie und Gesellschaft. Marburg, S. 75–100
- Bögenhold, Dieter/Fachinger, Uwe (2010): Mikro-Selbständigkeit und Restrukturierungen des Arbeitsmarktes – Theoretische und empirische Aspekte zur Entwicklung des Unternehmertums. In: Bührmann/Pongratz 2010, S. 61–84
- Bührmann, Andrea D. (2012): Unternehmertum jenseits des Normalunternehmertums: Für eine praxistheoretisch inspirierte Erforschung unternehmerischer Aktivitäten. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 1, S. 129–156
- Bührmann, Andrea D./Pongratz, Hans (Hg.) (2010): *Prekäres Unternehmertum: Unsicherheiten einer sich ausbreitenden Erwerbsform*. Wiesbaden
- Bührmann, Andrea D./Pongratz, Hans (2010a): *Prekäres Unternehmertum. Einführung in ein vernachlässigtes Forschungsfeld*. In: Bührmann/Pongratz 2010, S. 7–24
- Corsten, Michael (2004): *Quantitative und qualitative Methoden: Methodenpluralismus in den Kulturwissenschaften?* In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard/Rüsen, Jörn/Straub, Jür-

- gen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band II: Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart, S. 175–192
- Dörre, Klaus (2005): Prekarität – eine arbeitspolitische Herausforderung. In: WSI-Mitteilungen, 5, S. 250–258
- Gather, Claudia/Schürmann, Lena (2013): „Jetzt reicht’s. Dann machen wir eben unseren eigenen Pflegedienst auf.“ Selbständige in der Pflegebranche – Unternehmertum zwischen Fürsorge und Markt. In: Feministische Studien 2/2013, S. 225–239
- Gather, Claudia/Senghaas, Eva (2013): Sorgeverhältnisse. Feministische Studien 2/2013. Stuttgart
- Geissler, Birgit (2004): Das Individuum im Wohlfahrtsstaat. Lebenslaufpolitik und Lebensplanung. In: Zeitschrift für Sozialreform Jg. 50/Heft 1–2, S. 105–125
- Geissler, Birgit (2007): Biografisches Handeln in Ungewissheit. Neuere Entwicklungen in der Politik des Lebenslaufs. In: Hildebrandt, Eckart (Hg.): Lebenslaufpolitik im Betrieb. Optionen zur Gestaltung der Lebensarbeitszeit durch Langzeitkonten. Berlin, S. 25–42
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (2001): Zeitordnungen des Erwerbssystems und biographische Bindungen an Andere. Verflechtung und Entkoppelung. In: Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg.): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim, München, S. 83–108
- Giegel, Hans Joachim (1995) : Strukturmerkmale einer Erfolgskarriere. In: Fischer-Rosenthal, Wolfram/Alheit, Peter (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen, S. 213–231
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematization. In: Hahn, Alois/Kapp, Volker (Hg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt/M., S. 9–24
- Hughes, Karen (2006): Exploring Motivation and Success amongst Canadian Women Entrepreneurs. In: Journal of Small Business and Entrepreneurship, Vol. 9, S. 107–120
- Jaeggi, Rahel (2005): Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt/M.
- Lombard, Karen (2001): Female Self Employment and Demand for Flexible Nonstandard Work Schedules. In: Economic Inquiry, Vol. 39/No. 2, S. 214–237
- Mai, Christoph-Martin/Marder-Puch, Katharina (2013): Selbständigkeit in Deutschland. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wirtschaft und Statistik. Wiesbaden, S. 482–496
- Mayer-Ahuja, Nicole/Bartelheimer, Peter/Kädtler, Jürgen (2012): Teilhabe im Umbruch – Zur sozioökonomischen Entwicklung Deutschlands. In: Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht. Wiesbaden, S. 15–39
- Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt/M., New York
- Oechsle, Mechtild (1995): Erwerbsorientierungen und Lebensplanung junger Frauen. In: Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Jg. 4/Heft 1, S. 7–23
- Pongratz, Hans/Simon, Stefanie (2010): Prekaritätsrisiken unternehmerischen Handels. In: Bürmann/Pongratz 2010, S. 25–60
- Senghaas, Eva/Gather, Claudia (Hg.) (2013): Sorgeverhältnisse. Feministische Studien, Heft 2/2013. Stuttgart

- Schulze Buschoff, Karin (2004): Neue Selbständigkeit und wachsender Grenzbereich zwischen selbständiger und abhängiger Erwerbsarbeit – Europäische Trends vor dem Hintergrund sozialpolitischer und arbeitsrechtlicher Entwicklungen. Berlin, WZB Discussion-Paper, 2004-108
- Schulze Buschoff, Karin (2010): Sozialpolitische Perspektiven der „Neuen Selbständigkeit“. In: Bührmann/Pongratz 2010, S. 167–199
- Wohlrab Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen

